

Die Tochter des Philosophen [Fortsetzung]

Autor(en): **Wiget, Sophie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **7 (1903)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575626>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Toggenburger Jahrhundertfeier in Nichtensteig. Der Landrat des Toggenburg und der Stadtrat von Nichtensteig begrüßen die Befreiung der Landschaft (Freiheitsbaum).

Die Tochter des Philosophen.

Roman von Sophie Wiget, Zürich.

(Mit Verwendung eines englischen Stoffes).

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

Psyche bleibt im ersten Augenblick sprachlos vor Schreck stehen; dann eilt sie auf den alten Mann zu und schlingt ihm die Arme um den Hals.

„O, Vater, lieber, lieber Vater — was bedeutet das? Warum stehst du so aus? Und warum ist — diese Flasche leer?“

Er schaut mit langem, schmerzlichem Blick zu ihr auf.

„Es wirkt nicht mehr,“ antwortet er mit tonloser Stimme, „es hat die ganze Wirkung verloren; ich habe eines nach dem andern genommen; ich nahm noch nie so viele — und meine Nervenregung hat sich gar nicht gelegt. Ich bin selbst erschrocken, als ich noch eines nehmen wollte und fand, daß die Fiole leer sei. Sie nützen mir nichts mehr — was tue ich, um mich von diesem Elend zu erlösen?“

„Vater,“ ruft Psyche, die plötzlich zu verstehen anfängt, „sag' mir . . . das ist doch nicht Opium? O sag' mir, daß es nicht Opium ist!“

Der alte Mann bedeckt sein Gesicht mit den Händen.

„Frag' mich nicht nach dem Namen, Kind — sprich diesen Namen nicht aus. Vergiß es! Ach — du hättest es ja niemals erfahren sollen! Aber was es auch gewesen ist, Psyche, mein Kind, dir zu Liebe, das verpreche ich dir feierlich, rühre ich es niemals mehr an!“

Eine Weile herrscht Schweigen. Dann sagt Psyche: „Hat das dich vorhin so bekümmert, als ich hereinkam?“

Haviland Dumaresq senkt seinen wahren, offenen Blick in ihre dunkeln, blauen Augen. Es ist ihm unmöglich, ihre Frage nicht geraden Weges zu beantworten.

„Nein,“ antwortet er kurz, mit tonloser Stimme, „das war es nicht, Psyche.“

Wieder schweigen sie. Dann neigt sich Psyche über ihn und fragt leise: „War Geraldine heute abend hier, Vater?“

Haviland Dumaresq zuckt zusammen und antwortet mit ersticker Stimme: „Ja.“

Psyche zieht einen Stuhl herbei und setzt sich an des Vaters Seite. Mit ihrer kleinen Hand streicht sie tröstend und beruhigend seine gefalteten Hände. So sitzen sie während einiger Minuten in Schweigen. Sie verstehen sich so gut, diese zwei Menschen, die sich so innig lieben. Zuletzt schaut Psyche zu ihm auf und sagt sehr leise:

„Nun, Vater?“

Dumaresq drückt die Hand an die Stirn, als ob sie ihn schmerze, und sagt träumerisch:

„Morgen gehen wir nach London. Ich muß für meine Person einen Arzt konsultieren, und da benützen wir die Gelegenheit, deine Augen noch einmal untersuchen zu lassen.“

„Wie du willst, Vater,“ sagt Psyche leis und weich. „Ich hätte dich mit dieser Kleinigkeit nicht quälen mögen.“

Und diese ganze Nacht liegt sie wieder wach und weint, in ihrer stillen, tränenlosen Weise.



Toggenburger Jahrhundertfeier in Lichtensteg. Ausschnitt aus der Schlussszene.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der berühmte Londoner Arzt, dem Dumaresq am nächsten Tag seinen Fall in geordneter Weise darlegt, schüttelt ernst den Kopf. Dumaresq hat ihm die Symptome fast ganz getreu geschildert. Denn wir alle sagen ja einem Arzt nie die ganze Wahrheit. Nicht einmal einem Philosophen kann man zutrauen, daß er seinem ärztlichen Berater ganz reinen Wein einschenkt. Obwohl Dumaresq den Opiumgenuß teilweise zugibt, gleitet er mit Feinheit über diesen wunden Punkt hinweg. Aber Sir Anthony Wragall (denn zu keinem Geringern ist der Philosoph gegangen) weiß ganz genau, wie weit sein Patient den Opiumgenuß getrieben hat. Er lächelt.

„Also sogar Hাবiland Dumaresq, der unser aller Leben so genau zu regulieren weiß, kann sein eigenes Leben nicht in Ordnung halten! Es ist gut, daß meine Patientinnen, denen ich Sie täglich als die große Autorität auf dem Gebiet der Nerven zitiere, dies nicht wissen. Arzt, hilf dir selbst!“ ist ja bekanntlich der alte Ruf. Auch ich kann mich davon getroffen fühlen. — Also Sie haben Ihre Nerven ganz fertig gemacht, Herr Dumaresq. . . Nun, nun, wir wollen sehen, was sich tun läßt!“

„Nicht viel,“ antwortet Dumaresq ernst.

Sir Anthony betrachtet ihn scharf mit seinen kleinen durchdringenden Augen.

„Sie haben recht,“ antwortet er, „es ist ganz richtig. Ich brauche dem Denker, der die Enzyklopädische Philosophie geschrieben hat, die Wirklichkeit nicht zu verschleiern. Sie wissen so gut wie ich, daß man einer zusammengebrochenen Maschine nicht mit einigen Tropfen Del aufhilft.“

Dumaresq lächelt finster.

„Die Maschine ist zusammengebrochen, wie Sie sagen. Und, wie lange glauben Sie, daß sie noch dienen wird?“

„Nicht länger als drei Monate sicherlich, wenn Sie sie weiter mit Opium speisen.“

„Ich habe das Opium aufgegeben,“ antwortet Dumaresq mit Sicherheit.

„Seit wann?“ fragt Sir Anthony und blickt noch einmal scharf auf die vergrößerten Pupillen seines Patienten, die die Spuren des gestrigen Opiumgenusses deutlich zeigen.

„Seit gestern,“ antwortet Dumaresq ruhig und kalt.

Wenn irgend ein anderer Mann dem Arzt diese Antwort gegeben hätte, er hätte ihm ins Gesicht gelacht und wäre dazu berechtigt gewesen. Aber der Ton, mit dem Dumaresq diese einfachen Worte ausspricht, bedeutet viel, und Sir Anthony versteht ihn.

„Ach,“ antwortet er ernst, „Sie haben ein Gelübde getan?“

Dumaresq neigt bejahend das Haupt.

„Ich habe ein Gelübde getan.“

Des Arztes Gesicht heitert sich auf.

„In diesem Fall glaube ich Ihnen bei guter Diät und Klimawechsel achtzehn Monate bis drei Jahre garantieren zu können.“

Dumaresqs Gesicht ist statuenhaft ruhig, es ändert weder die Farbe noch bewegt es eine Muskel. Wenn man dem Philosophen das Todesurteil für diesen Tag gesprochen hätte, er würde es ebenso gefaßt entgegengenommen haben. Aber in seinem Herzen ist ihm gleichwohl sehr wehe für die arme Psyche. Wenn er so bald sterben und Psyche allein in der Welt zurücklassen muß, so hat er sein Leben in Wahrheit schlecht ausgenutzt. Aber drei Jahre sind noch eine lange Zeit. Mit Energie kann viel getan werden in drei Jahren. Vor Psyche liegt noch eine ganze Welt offen zum Wählen. — — —

„Welches Klima?“ fragt er kurz, um die Zeit des berühmten Arztes nicht über Gebühr in Anspruch zu nehmen.

Sir Anthony reibt sich nachdenklich die Hände.

„Welches Sie wollen. Es sind Ruhe, Veränderung, die Brise vom Meer, ein Leben in Luft, Sonne und Freiheit und die Palmen des Südens, was Sie brauchen. Nicht die Riviera, die ist zu überfüllt, sondern Aegypten oder Algier.“

„Ich war noch nie im Osten,“ sagt Dumaresq vor sich hin. Er denkt daran, daß das Geld, das er erspart hat, um Psyche in die Londoner Gesellschaft einzuführen, nun für diese Reise draufgeht.

„Um so besser,“ lächelt Sir Anthony; „je neuer die Szenerie, um so erfrischender ist sie für abgesspannte Nerven. Neue Bilder, orientalisches Leben, Kamele, Araber und Pyramiden, morgenländische Straßenszenen und die Stille der Wüste, das sind Dinge, Sie anzuregen. Auch guten Tisch! Sie haben Ihren Körper in der letzten Zeit mit der Nahrung zu karg gehalten. Der Puls ist langsam und die Zirkulation schwach. Andern Sie das alles, gönnen Sie sich jeden Luxus!“

Er schnappt den Mund zu und macht ein sehr weises Gesicht. Das ist die Art der medizinischen Berühmtheiten, deren Zeit kostbar ist, um anzudeuten, daß diese Unterredung nun beendigt sein müsse.

Haviland Dumaresq holt nachdenklich aus seiner Westentasche die Goldstücke hervor, die er so mühsam verdient hat, und legt sie auf den Tisch.

Sir Anthony streift ihn noch mit einem raschen, scharfen Blick.

„Aber kein Opium!“

Der Philosoph richtet sich in seinem ganzen Stolz empor.

„Ich habe gesprochen,“ sagt er.

Der Berühmte merkt seinen Fehlgriff rasch und macht eine entschuldigende Verbeugung.

„Was hat dir der Arzt angeraten, Vater?“ fragt Psyche mit stiller Angst, als sie zusammen die Treppe hinunterschreiten.

„Zehntausend Pfund Einkommen jährlich und eine nagelneue Konstitution,“ antwortet der Philosoph mit kynischer Bitterkeit. „Diese großen Aerzte sind alle gleich.“

Er winkt einen Wagen herbei und nennt dem Kutscher die Adresse eines berühmten Augenarztes.

Und der berühmte Augenarzt seinerseits, nachdem er Psyches Augen von jedem möglichen Standpunkt aus untersucht hat, komplimentiert das arme Mädchen in das Wartezimmer und hält den Vater mit höflicher Handbewegung zu einer kurzen Konsultation zurück.

„Herr Dumaresq,“ sagt er in sehr respektvollem Ton, „Sie wissen natürlich so gut wie ich, was das Leiden dieser jungen Dame zu bedeuten hat. Genau gesagt, sind es gar nicht ihre Augen, die krank sind. Innere Ursachen, möchte ich's nennen. Das Versagen der Sehkraft ist hier nur eine funktionelle Störung der optischen Zentren. Mit einer richtigen Willensanstrengung könnte sie sehen so gut wie Sie und ich. Sie muß aufgerüttelt werden.“

„Das habe ich gedacht,“ antwortet Dumaresq, äußerlich ruhig, innerlich bebend, „und da dies zum Verständnis ihres Zustandes nützlich ist, so will ich Ihnen in striktestem Vertrauen

sagen, daß die Gefühle meiner Tochter in letzter Zeit eine große Prüfung zu bestehen hatten.“

„Ich vermutete das,“ antwortet Doktor Godichau und läßt mit Grazie seinen Zwickel fallen. „Nun, wir kennen ja das beste Heilmittel für dieses Leiden: Luftveränderung und Veränderung der Gefühle, mit andern Worten: neue Szenerie, neuen Liebhaber.“

Haviland Dumaresq richtet sich steif auf. Dem Mittel stimmt er zu, die Art, wie es genannt wird, findet er taktlos.

„Ich beabsichtige, mit meiner Tochter nach dem Orient zu gehen,“ sagt er mit seiner vornehmen Zurückhaltung. „Sie soll andere Szenerie und frische Gedanken erhalten. Ich werde sie in eine Gesellschaft führen, die ihr neu ist, und ihr vielleicht Gelegenheit bietet, neue Freundschaften zu schließen.“

„Genau so,“ nickt der Arzt, „ein Nagel schlägt den andern hinaus.“ Wie es scheint, hat er Dumaresqs Nichtigstellung seiner vorigen Rede nicht bemerkt.

Dumaresq wundert sich im Stillen, warum alle Augenärzte so großen Mangel an Zartgefühl zeigen. Ob es wohl daher kommt, weil sie so oft schmerzhaft Operationen am zartesten Glied des Menschen machen müssen?

„Nun, ich werde meine Tochter in neue Umgebungen bringen,“ sagt er kalt. „Sir Anthony Wrayall, den ich soeben für meine Perion konsultiert habe, rät mir Algier an. Glauben Sie, daß Algier für meine Tochter passen würde?“

„Das ist gerade, was sie braucht,“ antwortet Doktor Godichau mit professioneller Ueberzeugung.

Und so kehrt Haviland Dumaresq denn zu Psyche zurück mit der Nachricht, daß sie sich für eine Reise nach Algier zu rüsten habe.

Bei sich denkt er, diese Reise koste ihn die Ersparnisse seines Lebens, auf dieser Reise müsse er Psyches Glück finden.

* * *

Einige Wochen später sitzt Psyche in einer einfachen maurischen Villa an einem der sonnenbeschienenen Hügel von Mustapha Supérieur.

O, diese Reise nach Süden! Fremde Gesichter! Wie versunken Roserton mit seinen wehevollen Erinnerungen an Linnell! . . . Dieser Reichtum der Szenerie: Paris, Dijon, die Rhone, Marseille! Während vierundzwanzig Stunden konnte Psyche sich selbst fast vergessen!

Und was noch mehr ist: Doktor Godichaus Zusicherung hat sich erfüllt. Psyches Augen haben auf dem Weg nicht ein einziges Mal verjagt; sie hat alles gesehen und schaut jetzt mit stillem Entzücken durchs Fenster, das von den großen afrikanischen Akematis umwachsen ist, hinunter, wo etwa sechshundert Fuß tiefer das blaue Mittelmeer in der Sonne glimmert.

(Fortsetzung folgt).

Zwei Wanderer.

Gingen einst zwei Wanderer über Land:
Sommer war's, und hoch die Sonne stand.

Beide mochten jung an Jahren sein,
Schritten rüst'gen Ganges querfeldein.

Heiter war des einen Angesicht
Wie ein jubelfrohes Lenzgedicht.

Auf des Weggenossen Mienen lag's
Wie das Düst'ere eines Spätherbsttags.

„Ha, wie herrlich!“ — jauchzend ruft's der ein' —
„Strahlt das grüne Land im Sonnenschein!“

Wischend von der Stirne sich den Schweiß,
Seufzt der and're: „Ach, wie furchtbar heiß!“

Nun der ein' am Weg ins Kornfeld greift:
„Ei, wie schon die Frucht so prächtig reift!“

„Meinetwegen mag das Korn gedeih'n,“
Brummt der and're, „doch, was trägt's mir ein?“

„Sieh', o sieh' am Hag die Blütenpracht,
Drob dir traum das Herz im Leibe lacht!“

— „Lieber als der schönste Blütenstrauß
Wär' mir jetzt ein saft'ger Beerenstrauch.“

„Schau', o schau' die weite Aussicht hier!
Schön'res find'st du nirgends, sag' ich dir!“

— „Gar nicht übel ich die Aussicht fänd',
Wenn zur Stell' ein gutes Wirtshaus ständ'!“

Seit' an Seit' auf moosbewach'nem Stein
Ruh'n zwei Wanderer hoch am Hügelrain.

Einer klagt, er sei vom Durst so matt —
Einer trinkt sich froh an Schönheit satt.

Gottlieb Lüthi, Kappel i. Toggenburg.